

Erinnerungen an Unterbrüden in den 1920er Jahren

Von Otto Schlichenmaier

Vorbemerkung

Nach der Heirat meiner Eltern Sophie Eisemann (1896 bis 1971) und David Schlichenmaier (1895 bis 1945) zum Jahresende 1920, übernahm mein Vater das landwirtschaftliche Anwesen seiner Eltern am „Kaffeeberg 3“ in Unterbrüden. Wohl oder übel musste ich von der Oberschöntaler Großfamilie, in der ich aufgewachsen war, Abschied nehmen und mich als Fünfjähriger in die neue Umgebung in Unterbrüden eingewöhnen.

Häusliche und familiäre Verhältnisse

Im Haus lebten der am 1. Juli 1859 in Unterbrüden geborene Großvater David

Schlichenmaier („Ehle“) und seine am 22. Dezember 1860 als Bauerntochter in Rottmannsberg geborene Ehefrau Gottliebin Schlichenmaier geb. Scheib („Ahna“). Aus ihrer Ehe gingen vier Töchter und vier Söhne hervor, die bis auf Ernst und Martha alle verheiratet waren und außerhalb des elterlichen Hauses lebten.

Gottliebin Schlichenmaier (1860 bis 1921) – die „Ahna“

Auf dem Familienfoto von 1917 trägt meine Großmutter schwarz, möglicherweise trauert sie um den im Krieg gefallenen Sohn Gottlob. In der Familie galt sie als eine nicht gerade zimperliche, willensstarke und sehr energische Frau. So habe ich sie auch in Erinnerung. Wer vom Murrhardter Wald, d. h. von den Höhen um Sechselberg und



Großfamilie Schlichenmaier kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs: Obere Reihe (v. l. n. r.): Hans Schwenkel, [Vorname unb.] Fritz, Wilhelm Schlichenmaier, David Schlichenmaier, Karl Kühnle und Ernst Schlichenmaier. Mittlere Reihe (v. l. n. r.): Marie Schwenkel geb. Schlichenmaier, Emmy Fritz geb. Schlichenmaier, Gottliebin Schlichenmaier („Ahna“), David Schlichenmaier („Ehle“), Friederike Kühnle geb. Schlichenmaier, Wwe Wengert, Martha Schlichenmaier. Kinder (ab dem „Ehle“ v. l. n. r.): Walter Kühnle, Ernst Wengert (sitzend), Elsa Kühnle, Hedwig und Albert Schlichenmaier.

dahinter ins Flachland des Backnanger Beckens einheiratete, galt als „Waldechte(r)“ oder „Hinterwäldler“ – etwas grobschlächtig, aber vital. Auch war meine Großmutter sehr gesprächig und kontaktfreudig. Ihre Stube soll zentraler Mittelpunkt des nachbarschaftlichen Kaffeeklatsches der Frauen gewesen sein, deshalb bei den Unterbrüdenern der „Kaffeeberg“. Auf dem Heimweg von einer Beerdigung in Lippoldsweyer stürzte sie an einem Stacheldraht so schwer, dass sie am 27. Februar 1921 im Backnanger Krankenhaus an Blutvergiftung verstarb.

David Schlichenmaier (1859 bis 1936) – der „Ehle“

Den Tod seiner Frau konnte mein Großvater nur schlecht verkraften. Da ich eine Zeit lang zusammen mit ihm in seiner großen Stube im oberen Stock schlief, erlebte ich ihn nachts oft beim Jammern, Weinen und Aufsagen von Bibelsprüchen. Er war gutmütig, aber etwas zart besaitet. Oft erzählte er, wie er auf der wohl größten Hofstelle im Ungeheuerhof (Benignus) das **Weben** erlernt hatte. Bei den Mahlzeiten soll es dort ziemlich patriarchalisch zugegangen sein. Eine Aufsichtsperson saß vorne an einem Katheder und überwachte den ordnungsgemäßen Ablauf des Essens der an der langen Tafel platzierten Bediensteten (Knechte, Mägde, Schäfer, Lehrlinge usw.). Dabei mussten die Jüngsten in der Regel aufpassen, dass sie gegenüber einigen brutalen Schäfern nicht zu kurz kamen und mit hungrigen Mägen die Tafel verlassen mussten. Die Wegstrecke von Unterbrüden zum Ungeheuerhof, immerhin ca. 10 km hin und zurück, musste mein Großvater natürlich täglich zu Fuß zurücklegen.

Über ein einschneidendes Familienereignis berichtete der „Ehle“ immer wieder: Sein einziger Bruder Gottfried kam überhitzt von der Erntearbeit und wollte rasch seinen Durst löschen. Er ging in den kühlen Mostkeller und trank, ohne vorher etwas gegessen zu haben, einen Krug Most aus. Kurze Zeit danach war er tot!

Bis zu seinem 65. Geburtstag arbeitete der „Ehle“ in den Wintermonaten noch einige Jahre bei der Forstverwaltung. Dann erhielt er eine Rente von monatlich 20 Mark. Vermutlich hatte er auch schon in jüngeren Jahren beim Forst gearbeitet, denn er erzählte, dass, während er tagsüber im Wald arbeitete, die „Ahna“ neben ihrem Haushalt die Landwirtschaft und das Vieh

versorgte. Zur **Waldarbeit** ging die Unterbrüdenener Kolonne (etwa 5 bis 6 Mann) zu Fuß und bei jedem Wetter mit Axt und Säge bewaffnet schon früh am Morgen in den „Ochsenhau“ zwischen Sechselberg und Ebni. Den Tagesproviant (mit Mostflasche), vielleicht auch ein zusätzliches Kleidungsstück und Handwerkszeug führten sie in bzw. am Rucksack mit. Dem „Ehle“ wurde vielfach in einem kleinen, verschließbaren „Kessele“ Sauerkraut mit Spätzle (evtl. auch mit roter Wurst oder Rauchfleisch) mitgegeben, das sich an einem improvisierten Holzfeuer im Wald schnell aufwärmen ließ. Wenn von der Waldmahlzeit noch etwas übrig blieb, wurde der Rest am Abend in der großen Küche wieder aufgewärmt - man sagte, je öfter das Sauerkraut aufgewärmt wird, desto besser wird es - und der „Ehle“ und meine 4-5-jährige Schwester Helene ließen es sich nach Herzenslust schmecken. Dieses „Zeremoniell“ blieb mir bis heute noch gut in Erinnerung und auch Helene denkt nach über 80 Jahren noch gerne daran zurück.



Handhecheln von Flachs.

Der „Ehle“ dürfte Mitte der 1920er Jahre sicherlich zu den wenigen Personen des Weissacher Tals gehört haben, die noch das **„Hecheln“** handwerksmäßig ausübten. Ich entsinne mich noch gut, wie man ihm von Familien aus dem „Viehhaus“ bei Oberweissach waschkorbweise „Flachswickel“ zum „Hecheln“ brachte. Trotz seines hohen Alters nahm er alle Aufträge an und erledigte sie gewissenhaft. Wie er sich dafür bezahlen ließ, ist mir unbekannt. Das „Hecheln“ war eine staubige Angelegenheit und fand deshalb in der Scheunentenne statt. Dort stand ein drei bis vier Meter langer vierfüßiger Holzbock, auf dem – wie bei einer Bürste – eng aneinander liegende, senkrecht

stehende Metallzähne (ca. 25 bis 30 cm hoch) montiert waren. Über diesen „Kamm“ zog der „Ehle“ die aufgeflochtenen und mit Holzfasern behafteten Flachszöpfe, bis die Holzreste sauber beseitigt waren.

An das **Weben** in der eingerichteten Webstube kann ich mich nicht entsinnen, wohl aber an die in langen Bahnen auf unserer Bleichwiese hinter den Häusern auf der anderen Seite des „Kaffebergs“ ausgespannten, gewobenen Tücher. Bei großer Hitze musste man, vielleicht um den Bleichungsprozess zu beschleunigen, mit der Gießkanne darüber gießen. Dabei traf man nicht selten schnatternde Gänse mit einem „frenchen“ Gänserich (Gasger) an, die bei ihrem freien Auslauf auch mal die nahe Bleichwiese aufsuchten, um sich dort auf den gebleichten Tüchern ein Denkmal zu setzen – zum Leidwesen der Familie.

Nach dem Wegzug unserer Familie nach der Talmühle bei Bad Teinach im Jahr 1929 verblieb mein Großvater noch einige Jahre in der Familie seiner Tochter Friederike Kühnle in Unterbrüden, die ihn bis zu seinem Lebensende versorgte. „Ehles“ **Rentenjahre** verliefen gesund-

heitlich ziemlich beschwerlich, denn die harte Arbeit als „Holzhauer“ (amtliche Bezeichnung) in den langen Wintermonaten bei oft extremen Witterungsverhältnissen (viel Schnee, Nässe, Kälte) ohne angemessene Kleidung hinterließ ihre Spuren. Er erzählte, dass ihm oft die Füße in die Stiefel eingefroren seien. Diese Erfrierungen führten, obwohl sie mit essigsaurer Tonerde und elektrischem Strom behandelt wurden, zu einer Gehbehinderung. Gegen Ende seines Lebens musste ihm deshalb im Backnanger Kreiskrankenhaus noch ein Bein abgenommen werden, wovon er sich nicht mehr erholte, so dass er am 3. April 1936 schließlich verstarb.

Haus und Hof

Das großelterliche Anwesen wurde vermutlich von „Ehles“ Vater, Johann Gottfried Schlichenmaier (geb. 1823) und seiner Frau Sara geb. Hönig von Bretzenacker/Berglen als Teil vom Hauptgebäude des Bauern und Schultheißen Staiger entweder durch Erbteilung oder durch freien Kauf erworben. Zuvor sollen



Das ehemalige Schlichenmaiersche Anwesen in Unterbrüden im heutigen Zustand.

die Schlichenmaier-Vorfahren als Weber in einem kleinen einstöckigen Wohnhaus (im Volksmund „Seldnerhaus“) oben am „Fleckenberg“ (das erste oder zweite kleinere Haus an der Hangseite) gewohnt haben. Die Witwe des Schultheißen Staiger (die „Staigere“) blieb mir als unmittelbare Nachbarin in ihrem angestammten Wohngebäude noch gut in Erinnerung, da der Brunnen vor dem Haus gemeinsam genutzt und unterhalten wurde. Ihre an unsere Wohnhäuser angrenzende, ca. zwei bis drei Morgen große Wiese, wurde vom Vater bewirtschaftet.

Der Haupteingang zu unserem Haus befand sich auf der Westseite zur Straße. Über eine größere Steintreppe (Staffel) betrat man sofort den Hausflur im Erdgeschoss mit Wohnstube, Schlafzimmer und Küche (mit Abort ohne Wasserspülung). Die Küche konnte man allerdings auch von der Ostseite – vom Hof aus – erreichen. Im Obergeschoss war die Stube für die Großeltern eingerichtet (Ausdingwohnung), in der, wie bereits erwähnt, auch ich zusammen mit dem „Ehle“ schlief.

Im Untergeschoss befand sich der Stall für ca. fünf bis sechs Stück Vieh, daneben eine Scheunentenne mit handbetriebener Futterschneidemaschine und der nicht allzu große Scheunerraum für Stroh und Heu. Das Futterschneiden von Hand mit dem an einer Kurbelwelle montierten Schneidmesser-Schwungrad war für eine Person allein ziemlich anstrengend. Deshalb war hin und wieder eine zweite Arbeitskraft nötig, die an einem am „Triebel“ befestigten drei bis vier Meter langen Seil zog. Nach Aufklappen einer im Boden liegenden Türe gelangte man von der Wohnstube aus in den Kellerraum. Die nur von der Straße her zugängliche Webstube war ein beliebter Treffpunkt v. a. der Jugend.

An Weihnachten und sonstigen familiären Festtagen verblieb die von weiter her angereiste Verwandtschaft einige Tage im großelterlichen Haus in Unterbrüden. Wir Kinder durften dann auf der Bühne unter dem Dach auf einem provisorisch hergerichteten Strohsacklager übernachten, während die Erwachsenen in den Betten des Schlafzimmers bzw. auch in der Wohnstube „zusammenrückten“. An einen Besuchstag erinnere ich mich noch besonders gut, da ich als Fünf- oder Sechsjähriger im Bett der „Ahna“ einquartiert wurde, obwohl ich mich mit Händen und Füßen dagegen wehrte. Letztlich behielt die sehr energische Großmutter die Oberhand.

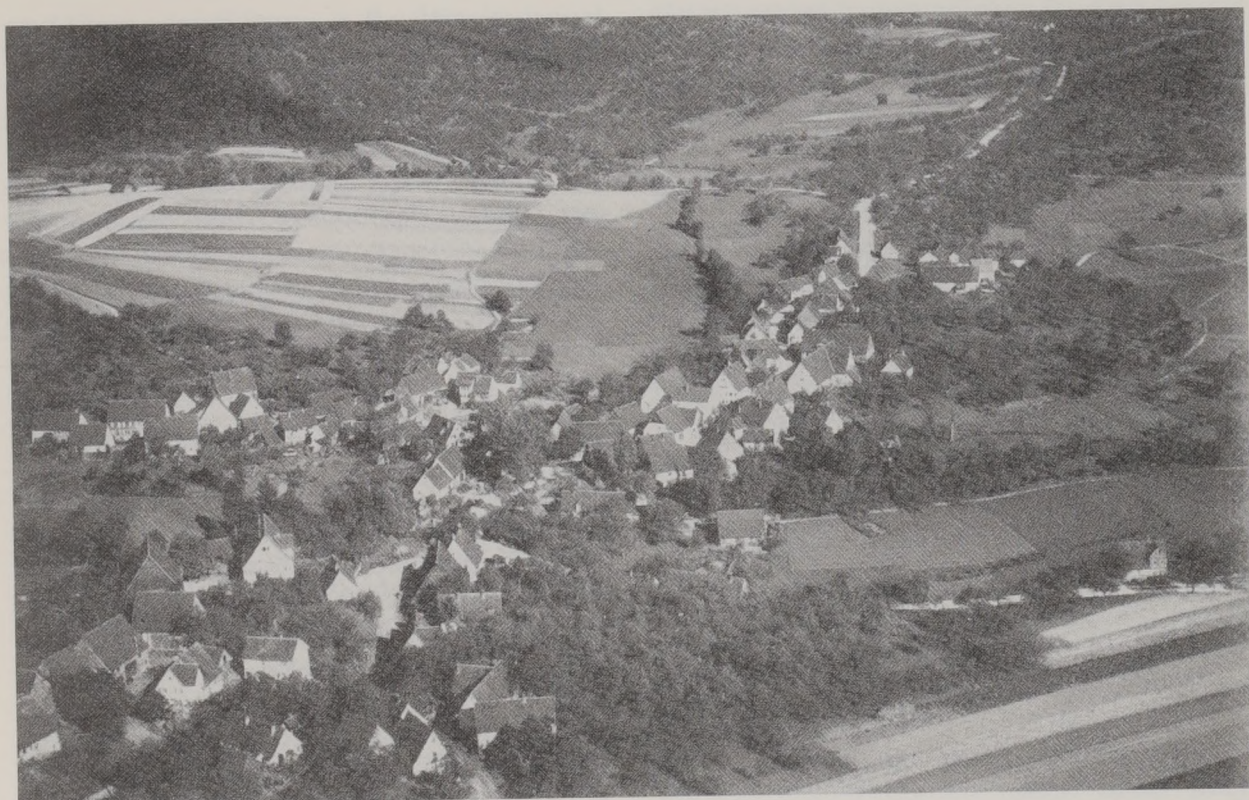
Schulzeit in Unterbrüden und Backnang

Von 1922 bis 1927 besuchte ich die **Dorfschule in Unterbrüden**. Das verhältnismäßig gut erhaltene Schulgebäude befand sich in der unteren Hälfte des „Fleckenbergs“ gegenüber dem Rathaus und hatte für alle Schüler des Dorfes (ca. 25 bis 30) nur einen Unterrichtsraum. Der Lehrer, der mit seiner Familie im oberen Stockwerk wohnte, unterrichtete gleichzeitig alle Klassenstufen. Als Erstklässler waren wir zu viert (Zwillingsgeschwister Heinrich, Karl Jungmann und ich). An die Lehrmethoden kann ich mich zwar im Einzelnen nicht mehr entsinnen, doch die gemeinsame Singstunde und die tägliche Visitation am Schulbeginn – v. a. bei den Mädchen – hinsichtlich der Reinlichkeit der Haare und der Ohren ist mir noch klar im Gedächtnis.

Als ich 1925 mit neun Jahren an Angina und Gelenkrheumatismus erkrankte und mir als Folge einen Herzklappenfehler zuzog, wurde ich auf Anraten des Amtsarztes Dr. Burchardt für ein halbes Jahr vom Schulbesuch befreit. In dieser Zeit sollte ich jede körperliche Anstrengung meiden. Außerdem empfahl er meinen Eltern, mich nicht Bauer werden zu lassen, da ich künftig jeglicher schweren körperlichen Arbeit nicht gewachsen sei. Deshalb meldeten mich meine Eltern 1927, nach fünf Klassen Dorfschule, zur Aufnahmeprüfung in der damaligen Realschule in Backnang an, die ich auch erfolgreich bestand. Allerdings musste ich den täglichen Schulweg (hin und zurück ca. 14 km) zusammen mit noch einigen Schulkameraden aus dem Weissacher Tal bei jedem Wetter mit dem Fahrrad zurücklegen, da es zu dieser Zeit noch keinen Busverkehr gab.

Trotz Herzklappenfehler konnte ich mich zuhause nicht schonen. Wenn es erforderlich war, musste ich mich – soweit möglich – an den landwirtschaftlichen Arbeiten wie Stallfüttern, Stallmisten, Pferdestriegeln, Wägen abladen, mit dem Pferd Futter holen und auf dem Feld mitarbeiten, beteiligen. Nach Rückkehr von der Schule fand ich hin und wieder einen Zettel auf dem Küchentisch, auf dem beispielsweise vermerkt war: „Essen steht im Kachelofen, bitte Fuhrwerk nachbringen zur Pfaffenklinge“.

Als unsere Familie im Sommer 1929 von Unterbrüden wegzog, musste ich meine Schulzeit in der Realschule Backnang beenden und sie im sechs-klassigen Realgymnasium in Calw bis zur mittleren Reife fortsetzen.



Unterbrüden im Jahr 1927.

Soziale und wirtschaftliche Struktur in Unterbrüden

Unterbrüden mit seinen damals ca. 400 Einwohnern war ein typisches schwäbisches Dorf von überwiegend kleinbäuerlicher Struktur. Es gab zwar einige größere Bauernhöfe mit Knechten und Mägden sowie zwei Pferden im Stall, die meisten Familien betrieben aber im Nebenerwerb eine Kleinlandwirtschaft oder ihre in Generationen ererbten „Stückle“ (Folge der altwürttembergischen Realteilung, die dafür sorgte, dass der Grundbesitz in jeder Generation in gleichen Teilen unter allen Erben aufgeteilt wurde). Um ihr kärgliches Einkommen zu verbessern, verdingten sich die Männer dieser Familien als Arbeiter oder Handwerker in der nahegelegenen Gerberstadt Backnang oder auch als Waldarbeiter (Holzhauer) beim Forstamt Unterweissach. Tagsüber versorgten die Frauen mit ihren Kindern, soweit es ging, „Haus und Hof“, wobei sie auch hin und wieder wegen der Stallfütterung die Kühe an den Wagen spannen mussten. Die am Tage liegen gebliebene landwirtschaftliche Arbeit wurde dann von den Männern nach Feierabend erledigt. Das bedeutete für diejenigen, die ins „Gschaft“ gingen, vielfach eine beachtliche körperliche Belastung.

Ortsansässige Handwerker, gewerbliche Betriebe und Gasthäuser

Schreinermeister Karl Kühnle betrieb im sog. „Froschbiegel“ eine Schreinerwerkstatt. Bei Dorfschmied Betz ließ ich öfter die Pflugscharen scharf machen. Die beiden Maurer Schaal und Wildermuth arbeiteten zusammen auf dem Bau. Sie bauten auch unseren Stall mit Scheune. Maurer Schaal erwarb schließlich 1929 unser landwirtschaftliches Anwesen. Der einzige Metzgerladen im Ort in der Weissacher Straße (letztes Haus) gehörte Metzger Hirzel. Unser Nachbar am „Kaffeeberg“ hieß ebenfalls Hirzel und betrieb eine Sattlerei. Zudem gab es am „Kaffeeberg“ noch einen gleichnamigen Bürsten- und Besenmacher, der für seine Fahrten – beispielsweise ins Remstal – auf ein Pferdefuhrwerk angewiesen war. Auch mein Vater stellte sich hin und wieder zur Verfügung, was immer eine feucht-fröhliche Angelegenheit wurde. Das einzige Gipsergeschäft im Ort gehörte Gipser Strässer und lag unten im Dorf. Im „Pommerlesberg“ lag die einzige Schuhmacherwerkstatt, die für den ganzen Ort zuständig und entsprechend völlig überfordert war. Vom Schuhchaos in der Schuhmacherstube war ich sehr beeindruckt und wunderte mich immer, dass selbst nach Wochen der richtige

Schuh seinen Besitzer wiederfand. Zimmermann Schief war ein junger Mann, der in unserem Haus einen Taubenschlag auf der Bühne einrichtete. An gewerblichen Betrieben erinnere ich mich an die beiden Sägewerke Belz am Brüdenbach und Schäfer im „Froschbiegel“. In dem kleinen Krämerladen Knödler befand sich auch eine Poststelle. An Gasthäusern sind der „Hirsch“, ein stattliches und gut bewirtschaftetes Anwesen an der Mittelbrüder Straße, die heute noch bestehende „Sonne“ der Familie Koch unten am „Fleckenberg“ neben der Schule und das Gasthaus Schnell bei der Dorflinde zu nennen.

Der Büttel und der Feuerwehrkommandant

Immer wenn ein besonderer Beschluss des Gemeinderats oder eine Anordnung des Schultheißen („Schultes“) den Dorfbewohnern bekannt gemacht werden sollte, machte sich der Dorfbüttel mit seiner Amtsmütze auf dem Kopf, halb-militärisch angezogen und mit Glocke in der Hand auf den Weg. Mitten am „Kaffeeberg“, stets an der gleichen Stelle, blieb er stehen und läutete so lange mit seiner Glocke, bis die Leute aus dem Haus traten oder die Fenster öffneten. Hin und wieder konnte man auch in den Häusern den Ruf hören: „Der Büttel schellt“. Sogleich erklang mit lautstarker Stimme: „Bekanntmachung“! Daraufhin las er die bekanntzugebenden Nachrichten vor.

Eines Tages versammelten sich die Feuerwehrleute von Unterbrüden unten im Flecken bei der Wirtschaft „Sonne“. Ihr Kommandant war der sehr populäre Karl Fritz („Fritza Karle“) vom „Pommerlesberg“. Sein militärisches Auftreten und seine „forsche“ Sprache als Zivilist faszinierten, denn er konnte den aktiven Unteroffizier des Wilhelminischen Zeitalters nicht verbergen und war in seiner Art einmalig in Unterbrüden. Ganz in militärischer Tradition ließ er seine Feuerwehrmänner in Reih und Glied antreten und nahm einen „Stahlhelm-Appell“ ab, d. h. er ließ sich von jedem den Helm vorzeigen. Wer dabei auffiel, wurde von ihm in scharfem Ton nach Hause geschickt. Ob und wann derjenige seinen blitzblanken Helm wieder vorzuzeigen hatte, blieb mir als Zuschauer des Zeremoniells ein Geheimnis.

Der „Fritza Karle“ heiratete in die „Traube“ nach Lippoldweiler ein. Fast regelmäßig besuchten ihn seine Altersgenossen, ca. zehn an

der Zahl, am Sonntagnachmittag zu einer feucht-fröhlichen Runde. Da keiner ein Auto oder ein Motorrad besaß, gingen sie zu Fuß in den Nachbarort. Was sich in Lippoldweiler in der „Traube“ dann abspielte, entzieht sich meiner Kenntnis. Vermutlich wurde bei Trollinger und Bier kräftig gesungen, wie es damals in den schwäbischen Gasthäusern unter jungen Leuten eben üblich war. Gut angeheitert kehrte die Gruppe am Abend nach Unterbrüden zurück. An den Häusern oben am „Kaffeeberg“ angekommen, setzte ein gemeinschaftlicher Gesang bekannter Lieder ein, die in allen möglichen, meist leicht schrägen Tönen und Variationen dargeboten wurden. Die fröhlichen und ausgelassenen Sänger hielten bis zur Linde unten im Flecken durch, ehe das sonntägliche Besuchszeremoniell beim „Fritza Karle“ schließlich beendet war.

Lausbuben- und Geistergeschichten

Der „Ehle“ erzählte, dass die Lippoldweiler Marktfrauen auf dem Weg zu den Backnanger Märkten es vorzogen, die lange Dorfstraße durch Unterbrüden auszusparen und mit ihren Eierkörben und sonstigen Erzeugnissen lieber einen kürzeren, wahrscheinlich getrampelten Fußweg über die Baumwiesen, ca. 150 m hinter dem „Kaffeeberg“, zu benutzen. Angeblich war dies den Anwohnern und Wieseneigentümern ein Dorn im Auge. Also machten sich die jungen Burschen der Umgebung daran, diesem Unfug ein Ende zu bereiten und spannten Drähte über den Trampelpfad mit der Absicht, die „Weiber“ über ihr unrechtmäßiges Verhalten zu belehren und sie zu Fall zu bringen. Wie das Ganze ausging, verriet mir der „Ehle“ leider nicht!

„Zwischen Unterweissach und Unterbrüden spukt's!“, so wurde erzählt. Seltsamerweise sollen den Brüdener und Lippoldweiler Marktfrauen sowie anderen Leuten in der Nacht beim Erlenwäldle zwischen den beiden Dörfern des öfteren geisterhafte Gestalten in weißen Gewändern erschienen sein, die durch die Dunkelheit tanzten. Ob es sich dabei um einen Scherz junger Burschen handelte?

Auch die Kinder der Nachbarschaft (v. a. Mädchen) versammelten sich gerne vor unserem Haus am „Kaffeeberg“, um in fröhlicher Ausgelassenheit und mit viel Gesang ihre Spiele

und Tänze vorzuführen – z. B.: „Wer im Januar geboren ist, tret ein, tret ein, tret ein, Mädle dreh dich, Mädle dreh dich, mach hopsassasa“ oder „Backena gau Salz hola, Schmalz hola, gucka ob koi Goischtle kommt, kommt ois, kommt ois, kommt aber gar kois“.

Die Steinbacher, die als „Hobagrezr“ wohl bekannt waren, machten es den Auswärtigen angeblich nicht leicht, ihre Mädchen zu entführen. So soll einen Unterbrüdener beim Verlassen von Steinbach in der Nacht plötzlich ein größerer Geisterhund begleitet haben, der erst am elterlichen Haus in Unterbrüden wieder verschwunden sei.

Auch am „Weissacher Buckel“, dem steilen Anstieg von Unterweissach zum Ungeheuerhof, soll es gespuht haben. An dieser Steigung wurde im 19. Jh. ein Raubmord begangen. Manche Fuhrleute, die diese Stelle zu einer bestimmten Zeit in der Nacht passierten, konnten nur mit großer Mühe verhindern, dass die Pferde nicht stehen blieben. Ob auch die Fuhrleute eine geisterhafte Erscheinung hatten, ist mir nicht bekannt.

Kirchliches Leben

Unterbrüden gehörte in meiner Jugendzeit zusammen mit Allmersbach, Heutensbach, Oberweissach und Cottenweiler zum Kirchspiel Unterweissach und besaß weder eine Kirche noch einen eigenen Friedhof. Deshalb fanden der sonntägliche Gottesdienst und die übrigen kirchlichen Amtshandlungen wie Taufe, Konfirmation, Hochzeiten usw. in der Unterweissacher Kirche statt. Auch die Verstorbenen von Unterbrüden wurden auf dem Friedhof in Unterweissach beerdigt. Zwischen den beiden Orten gab es einen Hohlweg, den man im Volksmund „Totengässle“ nannte. Es wurde erzählt, dass die Pferde mancher Fuhrleute, die nachts unterwegs waren, an dieser Stelle anhielten und nicht mehr weiter wollten. 1928 wurde ich in Unterweissach von Pfarrer Hornberger konfirmiert, der auch hin und wieder in der Klasse in Unterbrüden Religionsunterricht abhielt. Hornberger war für sein strenges Regiment bekannt und scheute auch vor gelegentlichen „Tatzen“ nicht zurück.

Für die methodistischen Bewohner von Unterbrüden, zu denen auch meine in Oberschöntal geborene Mutter Sophie gehörte, war die „Kapelle“ in Cottenweiler zuständig,

die mit einem hauptamtlichen Prediger besetzt war. Die Gottesdienste dort fanden regelmäßig am Sonntagnachmittag statt und meine Mutter bestand darauf, dass ich sie auf dem ca. drei km langen Feldweg über den „Bruckenau“ nach Cottenweiler begleiten musste und natürlich auch die langatmige Predigt anhören sollte, die für mich kein Ende zu haben schien. Zu gerne hätte ich stattdessen mit meinem Freund Karl Jungmann den Brüdener Wald im „Klösterle“ und im „Nollenau“ durchstöbert, wo wir fast jeden Fuchs- und Dachsbau kannten. Aber meine Mutter blieb stur und ich hatte mich zu fügen. Für die ca. fünf Kinder der wenigen methodistischen Familien gab es in der Stube der Familie Fritz auf dem „Pommerlesberg“ eine kleine Sonntagsschule (das „Schüle“), in der die biblischen Geschichten erzählt wurden und die ich mit meiner Schwester Helene regelmäßig besuchte. Die Weihnachtsfeiern in der inzwischen neu erbauten Kapelle in Oberbrüden sind mir ebenso noch so gut in Erinnerung wie eine Feier in einer Bauernstube im Trailhof. Die eisglatten Straßen dorthin hatten dabei ihren besonderen Reiz.

Als neue religiöse Kraft entstand in den 1920er Jahren die Neuapostolische Gemeinde. Ihre sehr zahlreich besuchten Versammlungen fanden regelmäßig im Hause Frank (oben am „Fleckenberg“) statt. Ich war immer tief beeindruckt von ihren lauten Choralgesängen, die auch noch in der Nachbarschaft zu hören waren.

Durchgangsverkehr

Die Ortsstraße war, wie damals üblich, eine gewalzte Schotterstraße. Wenn sie trocken war, fanden die Kinder viel Spaß am „Topfen“ (ein ca. zehn cm großer hölzerner Kreisel mit Rillen wurde mit einer kleinen Peitsche angetrieben und in Bewegung gehalten), doch bei Regenwetter befand sie sich schnell in verschmutztem Zustand. Autos, die durch den Ort fuhren, hinterließen eine Staubwolke, waren aber eher eine Seltenheit. Ich erinnere mich jedoch an einen jungen Motorradfahrer aus Lippoldsweiler oder Sechselberg, der mit seiner „Spiegler“-Maschine fast mit Vollgas und ohne Rücksicht durch Unterbrüden raste, egal wer oder was sich auf der Straße befand. Ansonsten beherrschten die örtlichen Pferde- und Kuhbespannten landwirtschaftlichen Fahrzeuge das

Straßenbild, dazwischen auch kläffende Hunde, Hühner und Gänse sowie am Straßenrand oder vor den Häusern eine nachbarliche „Baatschrunde“. Jeder kannte jeden im Dorf und man grüßte, wenn man aneinander vorbeiging, mit „Grüß Gott“ oder „Daag“ (Tag). Die Jüngeren sprachen mit den Älteren per „Ihr“.

Im **Winter** gab es viel Schnee, ein halber Meter oder mehr waren keine Seltenheit. Dann bot der „Kaffeeberg“ eine ideale Schlittenbahn und manchmal erreichten wir mit unseren Schlitten fast das „Tränkele“ (Zusammenfluss von Quellen, die früher zum Tränken des Viehs genutzt wurden). Wenn dann der Bauer Stirn auf seinem Mistschlitten mit zwei Pferden Mist ausfuhr und dabei die Bremse einlegte, war der Traum von der Schlittenbahn leider zu Ende.

Eine Gruppe Unterbrüden Jugendlicher organisierte einige Male das Wagnis einer **Nachtschlittenfahrt** mit dem „Mistschlitten“ von unserem Hof. Der Schlitten wurde von ihnen auf der glatten Straße nach Sechselberg gezogen bzw. geschoben, dann mit zwei oder drei Schlittschuhläufern an der Spitze der Deichsel unter Geläut des Pferderolliemens wieder bis Unterbrüden abgefahren. Es ging alles gut. An dieser Stelle sei noch die vorweihnachtliche Pferdeschlittenfahrt zu den Großeltern nach

Zum Durchgangsverkehr gehörten auch die **Waldbauern** aus dem Hinterland von Sechselberg mit ihren vollbeladenen Holzfuhrwerken (Pfähle, Bauholz etc.). Sie benutzten auf ihrem Weg zu den Holzmärkten in Backnang, Winnenden oder Stuttgart den kürzesten Weg durch Unterbrüden. Es wurde erzählt, dass sich die Obstbauern der Region auf dem Heimweg ab Waiblingen zu Kolonnen zusammenschlossen, um ihren Markterlös vor räuberischen Überfällen zu schützen. Bei der Rückfahrt durch Unterbrüden schliefen die übermüdeten Bauern oftmals auf ihren Wagen, aber die Pferde und der Hund an der Spitze fanden den Heimweg trotzdem.

Auch die **Postkutsche** mit ihrem stolzen Kutscher Kirchner auf dem Bock und den beiden rassigen Pferden verkehrte noch Anfang der 1920er Jahre auf der Dorfstraße bis zur Endstation Lippoldsweiler-Hohnweiler. Die sechs bis acht Sitzplätze mochten wohl für den Wochentagsverkehr ausreichend gewesen sein, aber an Samstagen, wenn die Wochenendpendler aus Stuttgart zu ihren Familien zurückkehrten, konnten ab Bahnhof Backnang nur wenige mit ihrem Gepäck auf die Postkutsche zurückgreifen. Die Trittbrettfahrer, die sich wie Trauben an der Kutsche festhielten, sind mir noch gut in



In ländlichen Gegenden auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jh. ein gängiges Fortbewegungsmittel: die Postkutsche.

Oberschöntal erwähnt. Ziemlich regelmässig war es möglich, mit dem Pferdeschlitten mitten durch Backnang zu fahren. Allerdings mussten dem Pferd zuvor scharfe Stollen in die Hufeisen eingeschraubt werden.

Erinnerung. Viele kamen zu Fuß – Unterbrüden in den Gärten südlich umgehend – den „Kaffeeberg“ herauf, eine Hand am Koffer, die andere wegen Hexenschuss oder Ischias auf dem Rücken, um auf dem kürzesten Weg zur Straße

nach Lippoldsweiler zu gelangen. Das selbe Spiel wiederholte sich am Sonntagabend in entgegengesetzter Richtung. Viele von ihnen waren als Bauarbeiter an der Erstellung neuer Straßenzüge in Stuttgart beteiligt oder arbeiteten u. a. bei der aufstrebenden Firma Daimler in „Onderdirkna“ (Untertürkheim). Manchmal musste auch unser Pferd „Wilhelm“ zu einem Sonntagsausflug zum Backnanger Bahnhof mit dem „Bernerwägele“ einspringen.

Auch **Auswanderer**, die ihre angestammte Heimat im Murrhardter Wald – aus welchen Gründen auch immer – verließen, fuhren in den 1920er Jahren auf girlandengeschmückten Leiterwagen zum Bahnhof Backnang. Ihr Ziel war zunächst Hamburg oder Genua, um von dort aus nach Nord- oder Südamerika eingeschifft zu werden. Auf den Leiterwagen erklang meistens ein gemeinsamer, von Ziehharmonika begleiteter Gesang (z. B. „Nun ade, du mein lieb Heimatland“ oder „Muss i denn, muss i denn, zum Städtele hinaus“). Dies machte auf mich als Kind einen nachhaltigen Eindruck, zumal man sah, wie den Leuten die Tränen in den Augen standen. Auch mein Vetter Albert Schlichenmaier vom „Pommerlesberg“ gehörte zu den Auswanderern: Er hatte hier noch das Metzgerhandwerk gelernt und wanderte 1921 in die USA aus. Dort entwickelte er sich zu einem angesehenen und äußerst erfolgreichen Geschäftsmann.

Der landwirtschaftliche Betrieb meiner Eltern

Übernahme und Erweiterung

Die von meinem Vater in den 1920er Jahren übernommene Hofstelle in Unterbrüden lag nach Abzug der Ausdinggrundstücke für meinen Großvater David Schlichenmaier bei schätzungsweise zehn bis zwölf Morgen. Ob und welche finanzielle Belastungen mit der vertraglichen Hofübernahme zusammenhingen, ist mir nicht bekannt. Der Hof war jedoch als Kleinlandwirtschaft zu betrachten und brauchte für den Inhaber die außergewöhnlichen Belastungen einer Nebenerwerbsbeschäftigung. Mein Vater wollte allerdings den Hof im Vollerwerb betreiben, wie er es als junger Mann in Ober- und Mittelschöntal kennengelernt hatte. Meine Mutter brachte aus ihrem Oberschöntaler Erbe 10 000 Goldmark ein, die für die Erweiterung



Auf Heimaturlaub im Ersten Weltkrieg (v. l. n. r.): David Schlichenmaier (Vater von Autor Otto Schlichenmaier), Wilhelm Schlichenmaier und Hans Schwenkel.

des landwirtschaftlichen Betriebs bzw. den Neubau von Stall und Scheuer verwendet werden sollten, was aufgrund der Inflation von 1923 allerdings nicht mehr möglich war (dazu später mehr). Trotzdem konnte das Bauvorhaben unter der Leitung des Architekten Haisch aus Lippoldsweiler/Hohnweiler und der tatkräftigen Mitwirkung der Unterbrüdener Maurermeister Schaal und Wildermuth in den Jahren 1924/25 verwirklicht werden.

Zur neu gebauten Scheuer mit **Stall**, die unter einem Dach vereinigt waren, gelangte man durch einen ebenerdigen Durchgang von der Bauernküche aus. Bei offenen Türen konnte man während der Mahlzeiten dem Pferd „Wilhelm“ und dem Fohlen „Max“ beim Fressen zusehen und wenn es notwendig war, Häcksel oder Hafer in den Trog eingeben. Alle Tiere – Jungvieh, Kühe und Pferde (insgesamt zehn bis zwölf an der Zahl) – waren in einer Reihe an der Längsseite eines durchgehenden Futtertrogs mit Halsketten angebunden, eine Selbsttränke gab es wegen fehlender Wasserleitung noch nicht. Wer den Stall zu versorgen

hatte, musste neben Füttern, Mist ausfahren oder Einstreuen die Tiere mit Gelden oder Eimern auch tränken. Das Füttern erfolgte nicht mehr durch Futterläden, sondern das von der elektrischen Futterschneidemaschine gehäckselte Heu oder Grünfutter wurde in einen ca. anderthalb Meter breiten Futtergang eingekarrt oder in Streukörben hineingetragen und in den langen Futtertrog eingegeben. Dieses sog. „Eigea“ war eine leichte Arbeit und konnte vielfach von größeren Kindern vorgenommen werden. Es machte mir immer Spaß, die Fresswut und den Futterneid der einzelnen „Viecher“ mitanzusehen.

Die **Scheune** war praktisch angelegt: Man konnte mit dem vollbeladenen Futter-, Heu- oder Erntewagen vollständig in die Scheunentenne einfahren. Das Abladen erfolgte in verschiedenen Arbeitsgängen: Das Heu wurde von einem starken Mann auf den Stallboden (über dem Stall) gegabelt. Dort stand eine weitere Person und stapelte das Heu in der Scheune. Vielfach war dies meine Arbeit – quasi als „Schontherapie“ für meinen Herzklappenfehler. Der später eingeführte Heuaufzug brachte beim Abladen des Heuwagens eine gewisse Arbeitserleichterung. Da der Apparat aus zwei großen Gabeln mit je zwei bis drei Metallzinken (Krallen) bestand, die durch ein Gelenk miteinander verbunden waren und sich mechanisch öffnen und schließen ließen, war es möglich, eine große Menge Heu gleichzeitig mit Hilfe eines Seilzuges, der über das „Oberlingrädle“ ablief, von Hand bis in die oberen Etagen der Scheune zu befördern. Als „Oberling“ bezeichnete man den gesamten Raum über dem Stallboden bis zum Dachfirst der Scheune. Um dort hinzugelangen, musste man die an einer Wand oder einem Balken befestigte „Oberlingsleiter“ besteigen. Seit Einführung des Heuaufzuges wurden beim Abladen der Erntewagen auch die mit Strohband oder Garbenstricken stramm gebundenen Garben an einen Haken des Seilzuges von Hand bis unter das Dach hochgezogen und dort aufgestapelt.

Der mit dem Neubau installierte **Starkstrommotor**, der auf einem Sockel in der Scheunentenne montiert war, konnte die in Höhe des Stallbodens („Bödele“) aufgestellte Futter- und Dreschmaschine sowie die ebenerdige Obstmühle (zum Mosten) und die Kreissäge durch Kraftübertragung über eine Transmission zu gleicher Zeit betreiben, was jedoch nie praktiziert wurde. Allerdings erfolgte das Abladen der

Wägen noch zu meiner Zeit mit Hilfe des handbetriebenen Seilzugs des Heuaufzugs. Warum hierfür kein elektrisch betriebener Aufzug installiert wurde, entzieht sich meiner Kenntnis.

Besondere Erlebnisse mit Pferd „Wilhelm“ und Fohlen „Max“

Eines Tages, als der Vater mit dem Geschick eines Sämans – eine Sämaschine gab es bei uns noch nicht – den verhältnismäßig großen Acker in der „Pfaffenklunge“ eingesät hatte, musste ich als zwölf- oder dreizehnjähriger Junge mit Pferd „Wilhelm“ das Einwalzen mit der gemeindeeigenen Ackerwalze übernehmen. Dies ging ganz gut. Als ich fertig war, beauftragte mich mein Vater, mit „Wilhelm“ alleine nach Hause zu gehen, da er auf dem Acker noch irgendetwas zu arbeiten hatte. Ich übernahm das ca. acht Meter lange Leitseil sowie die Peitsche und marschierte hinter meinem „Wilhelm“ her. Kurz vor dem „Pommerlesberg“ probierte ich das Peitschenknallen und traf dabei vermutlich „Wilhelms“ Hinterteil. Plötzlich machte er einen Satz, riss mir das lange Leitseil aus der Hand und galoppierte davon. Ob er durch ganz Unterbrüden gehetzt ist, weiß ich nicht mehr, jedenfalls stand er, als ich zuhause ankam, vor der verschlossenen Stalltüre und wartete auf seinen Einlass. Diesen Wunsch erfüllte ich gerne, ohne ihm böse zu sein.

Auch mit Fohlen „Max“, unserem „Hengstle“, hatte ich ein besonderes Erlebnis: Es war üblich, es so oft wie möglich in dem an den Stall angrenzenden Fohlgarten herumgaloppieren zu lassen. Als ich eines Tages mit dem „Stall machen“ beauftragt war, legte ich „Max“ ein Halfter an und führte ihn trotz Verbot des Vaters hinaus in den Fohlgarten. Auf dem Weg dorthin (ca. 30 Meter) ermunterte ich ihn, ein wenig schneller zu laufen. Plötzlich stieg er mit beiden Vorderfüßen hoch und sprang über mich hinweg. Während ich auf dem Boden lag, galoppierte „Max“ hinein in die gewohnte „Arena“. Zum Glück ist mir bei diesem kleinen Ausflug außerhalb des Stalles nichts passiert, aber der Denkkettel über den Umgang mit jungen Pferden blieb mir bis heute in Erinnerung.

Schwierige wirtschaftliche Lage durch die Inflation

Mit der galoppierenden Inflation von 1923 wurde alles zuvor ersparte Geldvermögen, auch



Fahrer D. Schlichenmaier
Ersatz Fernsprech-Abteilung Nr. 4 Ulm

Erinnerungsbild von Otto Schlichenmaiers Vater David an dessen Einsatzzeit im Ersten Weltkrieg.

das von der Mutter oft bejammerte Oberschöntaler Erbe von 10 000 Goldmark, vernichtet. Deshalb mussten die gesamten Neubaukosten für Stall und Scheuer durch Kreditaufnahme bei der Sparkasse in Backnang finanziert werden. Bei Zinssätzen von fast 30% eine erhebliche finanzielle Belastung für meine Eltern. Auf welche Summe sich die Gesamtverschuldung letztlich belief, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Erfüllung der Zahlungsverpflichtungen gegenüber der Sparkasse führte angesichts der kümmerlichen Einkommenslage zu besonderen Schwierigkeiten, die mein Vater durch verschiedene Maßnahmen zu bewältigen versuchte:

1. Vergrößerung des Hofes auf ca. sechs ha Bewirtschaftungsfläche und damit Steigerung der Produktivität durch Zupachtung.

2. Umstellung des Betriebs auf den Schwerpunkt Milchwirtschaft. Der Viehbestand wurde durch schwarzscheckige „Ostfriesländer“ er-

neuert und gleichzeitig eine große eingezäunte Weidefläche im Anschluss an den bereits bestehenden Fohlgarten geschaffen. Die Milchwirtschaft, d. h. das „Milchgeld“, galt allgemein als sichere Einnahmequelle. Soweit ich mich entsinnen kann, war die Haltung von „Ostfriesländern“ in Unterbrüden und der näheren Umgebung einmalig, so dass hin und wieder sogar Neugierige im Dorf auftauchten.

3. In der Regel kamen wir auf dem Hof mit unserem Pferd „Wilhelm“ aus. Wenn zu besonderen Arbeiten allerdings zwei Pferde von Nöten waren, tat sich mein Vater mit einem anderen „Einspanner“-Bauern, der die Milch aus Unterbrüden zur Milchsammelstelle fuhr, zusammen. Dies war immer noch kostengünstiger, als selbst zwei Pferde besitzen zu müssen. Im Rahmen des Neubaus wurde im Wohnhaus noch ein Zimmer für Christian und Ernst Österle renoviert – zwei Jugendliche, die als Halbwaisen in der Nachbarschaft bei ihrem trunk-

süchtigen und kriegsversehrten Vater hausten. Christian arbeitete als Gipslerlehrling und der ältere Ernst als Hilfsarbeiter in Backnang. Meine Mutter versorgte die beiden Jungen. Nach Feierabend, wenn auf dem Hof „Not am Mann“ war, arbeiteten sie bereitwillig mit. Christian heiratete später nach Steinbach, Ernst blieb in Unterbrüden und heiratete Anna Schif. Eine kleine Episode mit Ernst Österle machte besonderen Eindruck auf mich: Als eines Abends die Familie gemütlich in der Küche saß, überraschte uns Ernst mit seiner neuesten Errungenschaft, einem Grammophon und einer Schallplatte vom Fremdenlegionär: „Gefangen in maurischer Wüste“.



David und Sophie Schlichenmaier mit ihren beiden Kindern Helene und Otto kurz vor dem Wegzug aus Unterbrüden.

Die enge Verbindung der Österle-Brüder zu unserer Familie hielt bis zum Tod meiner Mutter an.

Wegzug aus Unterbrüden

Eine Zeit lang konnte mein Vater bei der Stadt Backnang die Stelle des Vorarbeiters übernehmen, um die finanzielle Lage unserer Familie zu verbessern. In dieser Zeit sprang sein Bruder aus Urach, Ernst Schlichenmaier, ein und stand der Mutter zur Seite. Inzwischen jedoch hatte sich Vaters Gesundheitszustand, vermutlich wegen Überarbeitung und seiner Kriegsbeschädigung, verschlechtert. Deshalb gab er sein Beschäftigungsverhältnis bei der Stadt Backnang auf, was die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Hofes natürlich nicht verbesserte, so dass die Aufgabe der Landwirtschaft erwogen wurde. Außerdem trug man sich in der Familie auch mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern, um dort unter besseren Bedingungen als in Deutschland eine Farm zu betreiben.

Durch Vermittlung von Karl Klenk, einem Freund aus Unterschöntal, der sich zum Reichsbahnbeamten umschulen ließ, bekam mein Vater schließlich die Stelle des Vorstehers der Bahnstation Talmühle bei Bad Teinach angeboten. Zum August 1929 trat er seine neue Stelle an. Allerdings war die Bezahlung minimal und der Dienst anfangs sehr lang (4.30 – 23.00 Uhr). Wenigstens konnten meine Mutter oder Vaters Vorgänger Niethammer aus Holzbronn ab und zu für ihn einspringen.

In Anbetracht der geschilderten Verhältnisse entschlossen sich meine Eltern, den Hof in Unterbrüden zu verkaufen, um sich von der Schuldenlast zu befreien. Die Versteigerung übernahm ein alter Bekannter namens Müller vom „Froschbiegel“ und es kam das gesamte Inventar zum Verkauf. Die Grundstücke übernahmen Unterbrüdenener Bauern, Großvaters Erbe ging an seine Tochter Friederike Kühnle, die den „Ehle“ bis zu seinem Tod versorgt hatte.